

Schatztruhen mit vielen Klappdeckeln

Für den genialen Physiker ist Deutsch bis zuletzt die „Stiefmutterssprache“ geblieben

Diese Ausstellung kann sich sehen lassen. Man bekommt anschauliche Informationen über Albert Einsteins Lebensweg, der am 14. März 1879 in Ulm begann. Und erfreulicherweise wird der Besucher auch etwas naturwissenschaftlich gefordert oder besser gesagt: gefördert.

HANSKARL VON NEUBECK

Die Gestalter der Einstein-Ausstellung, vornehmlich Anne Schmidt als Projektleiterin, haben Fingerspitzengefühl bewiesen. Was besonders spürbar wird, wenn man vom West- in den Ostbereich des Stadthauses hinübergeht. Der Besucher läuft auf ein Foto des genialen Wissenschaftlers zu – dieses Foto ist, Ehre wem Ehre gebührt, überlebensgroß. Auf dem Verbindungsteg durchschreitet der Ausstellungsbesucher ein Spalier, gebildet von Einsteins Kollegen wie Emil Warburg, Lise Meitner und Max Planck. Doch die Köpfe der Spaliersteher überragen das Publikum um etliche Zentimeter.

Es wäre vermessend, Einstein als Ulmer zu bezeichnen. Als die Familie Ulmer nach München zog, war Albert Einstein 15 Monate alt. Bis dahin war die Familie im Oberschwäbischen verwurzelt – so weit das damalige Umwelt den jüdischen Menschen zugestand. In Buchau waren Juden willkommen – weil die arme Gemeinde die Möglichkeit sah, von Juden hohe Abgaben zu kassieren. Moses Baruch war der erste Einstein (damals noch mit A als Anfangsbuchstaben), der sich Mitte des 17. Jahrhunderts in Buchau niederließ. Ein Mensch, der nur durch Zufall an der Donau zur Welt kam, war Nachfahre Albert also nicht.

Es gibt eine Stelle in der Ausstellung, das verschlägt es einem die Sprache. Grund ist ein unscheinbares Papier. Dem weltberühmten Physiker und Pazifisten war ein Schreiben überbracht worden, das Abba Ebban, Israels Botschafter in Washington, am 17. November 1952 unterzeichnet hatte. Das Schreiben enthielt die offizielle Anfrage im Namen David Ben Gurions, ob Einstein bereit sei, Israels Staatspräsident zu werden (Chaim Weizmann war gerade gestorben). Die Ulmer Ausstellung zeigt den Entwurf des Ablehnungsschreibens, von Einstein am 18. November verfasst. „Ich bin tief bewegt“, antwortete der amerikanische Staatsbürger dem israelischen Botschafter in deutscher Sprache, „über das Aner-



Unter den Gästen der Einstein-Ausstellung im Ulmer Stadthaus war gestern Abend auch Stephanie Asker. Auf dem Monitor ist neben Albert Einstein ein Mädchen zu sehen. Das war sie selbst, vor 61 Jahren. FOTO: MARIA MÜSSIG

bieten unseres Staates Israel.“ Bis zuletzt blieb Deutsch für ihn die „Stiefmutterssprache“. Deswegen konnte, als Einstein am 18. April 1955 starb, die Nachschwester seine letzten Worte nicht verstehen.

Leider haben die Ausstellungsmacher den Schlusspunkt des Lebenswegs nicht markant genug gesetzt. Der biografische und zeitgeschichtliche Teil geht ganz beiläufig in einem Kabinett des 2. Stockwerks zu Ende. Von dieser Schwäche abgesehen ist die Ausstellung exzellent strukturiert. Das wichtigste Gestaltungselement sind niedrige, farbige „Inseln“, teils weich geformt, teils kantig zugespitzt. Sie fassen die verschiedenen Lebensabschnitte zusammen.

Die „Inseln“ haben zugleich die Funktion von Schatztruhen. Eingebaut sind Kästen, die unter einer schützenden Klappe Originalmaterial enthalten. Man kann das Publikum nur ermuntern, zuzugreifen und die Klappdeckel zu lupfen. Wer das nicht tut, verpasst wichtige Exponate – etwa den Brief vom 28. März 1933, geschrieben auf einem Briefbogen der Red Star Line, mit dem Albert Einstein wenige Wochen nach Hitlers Machtergreifung seine Stellung bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften niederlegte. Anlass waren – wie Ein-

stein formulierte – „die in Deutschland gegenwärtig herrschenden Zustände“.

Unübersehbar, wie ein Fels neben einer „Insel“, steht Einsteins Schreibtisch aus dem Berner Patentamt im Raum. Die Schublade dieses Tisches bezeichnete der Physiker, der 1902 als technischer Vorprüfer ans Patentamt gekommen war, scherzhaft als sein „Büro für theoretische Physik“.

Knapp, aber informativ

Die Ulmer Ausstellung strapaziert das Publikum nicht durch Überfülle. Zwischen den „Inseln“ bleibt viel Raum – was kein Schaden ist. Besonders dafür, auf jeden Wortschwamm verzichtet zu haben, sind die Ausstellungsmacher zu rühmen. Die Beschriftung in Deutsch und in Englisch ist äußerst knapp, aber höchst informativ. Die Textfelder allerdings, die über die „Inseln“ hinausragen, stechen mit ihren Ecken und Kanten unangenehm ins Auge und – wenn man Pech hat – sogar ins Bein.

Sitzwürfel, im selben Farbton wie die zugehörige „Insel“, bieten die Möglichkeit, Platz zu nehmen und Tonaufnahmen zu hören – beispielsweise werden von Ulmer Schauspielern Liebesbriefe gelesen, die Albert

Einstein und Mileva Maric einander in jungen Jahren geschickt haben. Besonders reizvoll sind die Filmaufnahmen, die auf zwei Monitoren laufen. Stephanie Mattersdorf, Tochter von Einsteins Steuerberater, die als junges Mädchen im Film von 1943 auftaucht, war gestern Abend bei der Ausstellungsöffnung höchstpersönlich präsent – natürlich 61 Jahre älter geworden.

Dieser Stephanie Mattersdorf, die heute Stephanie Asker heißt, hatte Einstein damals ins Poeseialbuch geschrieben: „Damit sie uns vergesse nie, hat dieses Buch klein Stephanie. Darinnen zeigt sich mancherlei, wenn lange Jahre sind vorbei.“ Als Dichter hätte Einstein, diese Behauptung wagen wir, keine Chance auf den Nobelpreis gehabt.

Das dritte Stadthaus-Stockwerk ist tatsächlich das Oberstück der Ausstellung. Dort hat Professor Hanns Ruder (Universität Tübingen) den Versuch unternommen, dem Publikum Grundgedanken der Speziellen und der Allgemeinen Relativitätstheorie näher zu bringen. Sehr weit sind wir gestern noch nicht gekommen, aber der Einstieg hat Mut gemacht. Sollte von dem, was das Physikgenie Einstein herausgefunden hat, dank Hanns Ruder am Ende doch ein bisschen was zu verstehen sein?